

In der folgenden Kurzgeschichte verarbeitet eine Schülerin der 10b ihre Eindrücke, die sie während ihres Compassion-Praktikum bei einer Einrichtung der Flüchtlingshilfe gesammelt hat.

17.06.2022

Mein Besuch in einer dezentralen Notunterkunft (DZU)

Als ich aus dem Auto steige und mich umsehe, bin ich erstaunt: Wir befinden uns in der Mitte eines Industriegebiets. Fabriken mit grauen Fassaden, Schlangen von LKWs und ein unangenehmer Geruch in der Luft. Ein paar Straßen weiter erkenne ich die Läden, in denen meine Mutter und ich immer einkaufen gehen. Als ich versuche, die Einrichtung auszumachen, die ich doch besuchen soll, muss ich zweimal hingucken, bis ich sie erkenne. Gedrungen ragt das Haus über die Straße. Vielleicht war es früher einmal weiß, aber durch den Industriestaub und die bereits abblätternde Farbe ist nur noch ein mattes Grau zu erkennen. Es sieht trostlos und verlassen aus. Ein heruntergekommener, grauer Klotz mitten im Industriegebiet.

Ich reiße mich aus der Betrachtung los und folge meinem Betreuer durch ein schwach dunkelblaues Tor zum Eingang. Die Tür steht offen, aber niemand ist da. Davon lässt er sich aber nicht abhalten und betritt ohne einen zweiten Blick zu verschwenden, oder gar die Erlaubnis einer der Bewohnerinnen und Bewohner einzuholen das Gebäude. Als wir eintreten, finde ich meinen ersten Eindruck bestätigt. Es ist ein trostloser Ort. Nur wenig Licht kommt durch einzelne Fenster herein, es ist kaum geheizt und somit ziemlich kühl. Wir gehen ein Wirrwarr aus langen, dunklen Fluren entlang. Das schummrige Licht wirft merkwürdige Schatten an die Wände. Als ich sie mir genauer ansehe, entdecke ich, dass sie voll beschrieben sind. Namen, Zeichnungen, Daten oder einfach nur Kritzeleien sind überall auf der Tapete verteilt. Mir läuft ein Schauer über den Rücken. Es sieht so aus, als ob die Personen an diesem Ort in letzter Verzweiflung versucht hätten, diesen Platz mehr zu ihrem zu machen.

Während wir auf der Suche nach einem Menschen durch die Gänge irren und mich schon das Gefühl überkommt, dass wir uns verlaufen haben, sehe ich mich weiter um. In den Gängen sind in regelmäßigen Abständen kleine Nischen eingelassen, in die so etwas wie Küchen gebaut sind. Auf genauere Nachfrage erfahre ich, dass die Bewohnerinnen und Bewohner hier einmal am Tag, meistens abends, zusammenkommen und gemeinsam kochen. Also sehe ich mir so eine Nische genauer an. Küchenähnliche Geräte aus Metall reihen sich aneinander: ein Herd mit Ofen, eine Spüle, in der sich Geschirr stapelt,

zusammengewürfelte Stühle, Regale mit weiteren Küchenutensilien und in der Mitte des Ganzen ein leerer Tisch. Es ist nicht direkt dreckig, aber hygienisch wirkt es auch nicht. Auf dem Boden sehe ich Müll, der notdürftig zusammengekehrt ist.

Je mehr ich sehe, desto niedergeschlagener werde ich. Mir ist, als ob die Mauern immer näher zusammenrückten und mir den wenigen Platz nähmen, den man in den schmalen Gängen noch hat. Ich beschleunige meine Schritte, hier will ich nicht länger bleiben als nötig! Ich werde das Gefühl nicht los, dass mich diese dunklen Schatten der Wände, die Namen, Zeichnungen und Daten all dieser Menschen nie wieder loslassen, wenn ich nicht sofort gehe. Am liebsten würde ich rausrennen, all das hinter mir lassen und die Tür zuschlagen. Gleichzeitig erscheint mir der Gedanke falsch, unfair gegenüber denen, die nicht weg können, sondern hierbleiben und in diesem dunklen, kargen Haus irgendwie ihr Leben gestalten müssen.

Ich komme erst wieder zu mir, als wir bei unserer Tour durch das Haus an einem Waschaum vorbei gehen. Als ich einen Blick hineinwerfe, stutze ich. Das Zimmer ist heller als die anderen und ein sanfter Wind geht durch den Raum. Doch das ist es nicht, was mich stehen bleiben lässt. In dem Zimmer befinden sich ungefähr zehn Kinderwägen. Außerdem Baby-Strampler und wiederverwendbare Windeln, die zum Trocknen aufgehängt sind und im Wind leicht hin und her schwingen. Hätte ich das nicht entdeckt, wäre ich nie auf den Gedanken gekommen, dass hier Familien leben. Familien mit Kindern! Ich versuche mir vorzustellen, wie es wohl ist, hier aufzuwachsen. In einem dieser Zimmer, in dieser dunklen, drückenden Perspektivlosigkeit aufzuwachen und das jeden Tag aufs Neue.

Mit dieser Erkenntnis gehe ich meine bisherigen Eindrücke noch einmal durch. Aber egal wie sehr ich mich anstrenge, mir fällt kein Platz in diesem Haus ein, an dem ich mich als Kind gerne aufhalten würde. Spielzeug oder gar einen Sandkasten gibt es definitiv nicht. Der einzige Ort, bei dem die Bewohnerinnen und Bewohner überhaupt rauskönnen, ohne über den nächsten LKW zu stolpern, ist ein kleiner, geteilter Hinterhof mit ein paar heruntergekommenen Gartenmöbeln. Schließlich kommen mir doch ein paar Bilder in den Kopf: Lag nicht ein Paar gebrauchte Windeln vor einem der Zimmer? Und habe ich nicht hinter einer der Wände Kinderstimmen wild durcheinander reden gehört? Das wirkliche Geschehen, der Alltag der Familien, muss sich wohl hinter den unzähligen Türen abspielen, die ich auf meiner Odyssee durch das Haus gesehen habe, und ich bete dafür, dass er erfreulicher ist, als meine bisherigen Eindrücke vermuten lassen.

In meine Gedanken vertieft, merke ich gar nicht, dass mein Praktikumsbetreuer wieder stehengeblieben ist und kann nur gerade so verhindern, dass ich in ihn hineinrenne. Vor uns steht eine Frau in lilafarbenem Kleid und dazu passendem Kopftuch. Sie blickt uns verwirrt entgegen, doch als sie meinen Betreuer erkennt, glättet sich ihre Miene und sie schütteln sich die Hände. Ich werde ebenfalls kurz vorgestellt. Die Frau scheint ziemlich jung zu sein. Höchstens 20. Sie lächelt mich an, sagt aber weiter nichts. Mein Betreuer tauscht noch ein paar Worte mit ihr aus. Als er fragt, wie es ihr so geht, winkt sie nur ab. Er sagt, sie solle den Kopf nicht hängen lassen. Was für ein ‚weiser‘ Rat.

Danach dauert unser Besuch nicht mehr lange und als ich über die Schwelle hinaus ins Freie trete, bin ich erleichtert, endlich die Sonne wieder zu sehen. Sie wärmt meine fröstelnden Arme und löst langsam die Anspannung aus meinem Körper. Doch als mein Blick von dem heruntergekommenen Haus zurück zu meinem Ausbilder schweift, wird mir mulmig. Er steht vor seinem Auto. Ein riesiges Modell, weiß, glänzend poliert, mit rotem Innenleder. Es will einfach nicht so recht hineinpassen in seine heruntergekommene Umgebung. Zu protzig, zu überladen. Was für eine verkehrte Welt das doch alles ist, denke ich, während ich zu ihm ins Auto steige. Die einen haben alles und die anderen werden an einen Ort wie diesen hier verbannt, abgeschottet, alleingelassen, übersehen und irgendwann vergessen. Mir wird schlecht. So funktioniert das doch alles nicht. Die tollsten Integrationskonzepte hin oder her. Dass all diese Menschen nur da sein dürfen, wo kein anderer sonst überredet werden kann hinzugehen und niemand sonst solche Zustände dulden würde. Eine Gesellschaft kann doch nicht von Geflüchteten fordern, sich zu integrieren und sie gleichzeitig so ins „Niemandland“ abschieben! Als ich meinem Betreuer ins Gesicht blicke, merke ich, dass er nichts von all dem wahrgenommen hat. Er führt Smalltalk, scherzt und fragt, wie ich die Runde fand. Bedrückend, traurig, erschreckend sind die ersten Begriffe, die mir in den Kopf kommen. „Interessant“, antworte ich, „Jaa, äußerst interessant“...